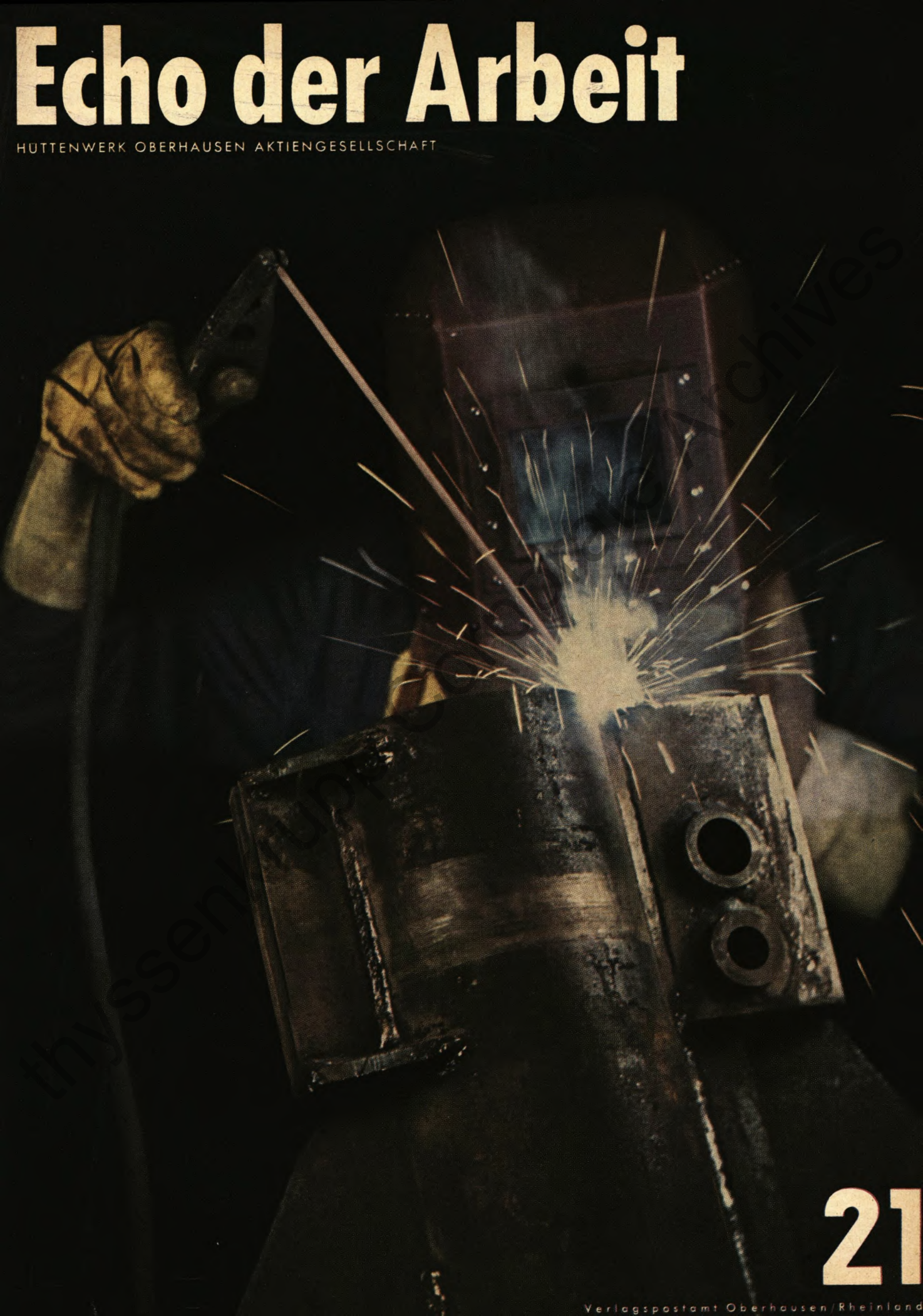
Echo der Arbeit

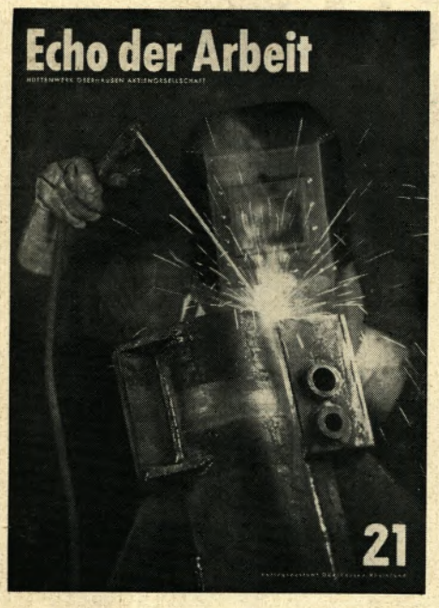
HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



21

Verlagspostamt Oberhausen/Rheinland

thyssenkrupp Corporate Archives



Die Arbeitsplätze der Elektroschweißer haben von jeher die Fotografen mit magischer Gewalt angezogen; denn die Lichterscheinungen, sprühende Funken und wirbelnder Dampf sorgen für dramatische Effekte. Aber nicht allein zu einer fotografischen Betrachtung wollen wir mit unserem heutigen Titelbild anregen, sondern in erster Linie aufmerksam machen auf den Artikel auf Seite 244: „Vorsicht, nicht in die Flamme sehen!" In diesem Bericht haben wir die Arbeitsplätze der Schweißer, sowohl der Autogen- als auch der Elektroschweißer, einmal unter die Lupe genommen. Insbesondere wollen wir damit hinweisen auf die vielfältigen Unfallgefahren, wie sie gerade in diesem Arbeitsbereich ständig anzutreffen sind.

JAHRGANG 6 23. NOV. 1955 **21**

AUS DEM INHALT:

Vorsicht, nicht in die Flamme sehen
+
Wir und die 40-Stunden-Woche
+
Feinmechanik hilft der Schwerindustrie
+
Von der Spree an die Ruhr
+
Leserbriefe
+
Zum Tag des Buches:
Der Leser
+
Zehn kleine Bürgerlein
+
Stricketismus
von Kurt Cerny

ECHO DER ARBEIT Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Red.: Karl-Heinz Sauerland, Oberhausen (Rhld.), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatl. erscheinende Werkzeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17 000 Expl. VVA-Druck, Oberhausen. Klischees: Vignold, Essen.

Wir alle sitzen in einem Schiff

George Bernard Shaw hat einmal geschrieben: „Ein braver Mensch fühlt, daß er für jede Stunde des Glücks ein hartes Stück selbstloser Arbeit zum Wohle der Mitmenschen schuldig ist. Wir haben ebensowenig das Recht, Glück zu verbrauchen, ohne es zu erzeugen, als Reichtum zu verbrauchen, ohne ihn zu erwerben."

Glück erzeugen? Wir erzeugen doch Halbzeug, Stabstahl und Schiffsprofile, Formstahl und Walzdraht. Wir erzeugen Feineisen, Radsätze, gepreßte Bleche, Fein-, Mittel- und Grobbleche in allen Güten. Wir erzeugen Drahtseile und Ketten. Wir geben uns Mühe, unsere Erzeugnisse so gut wie möglich auf den Markt zu bringen. Sonst hätten wir unsere Existenzberechtigung nicht erwiesen. Aber Glück erzeugen? —

Warum bringen wir unsere Erzeugnisse als Qualitätswaren auf den Markt? Warum sind unsere Wissenschaftler und Techniker ständig bemüht, hier noch einen Kniff anzubringen, da noch etwas zu verbessern? Natürlich, damit wir unsere Erzeugnisse verkaufen, damit Geld zurückfließt, was wir als Arbeitskraft zum Wohle der gesamten Volkswirtschaft einsetzen, damit in unseren Betrieben die Schornsteine rauchen, damit es vorangeht mit uns. Aber Glück erzeugen? — —

Doch schaffen wir nicht mit jedem guten Stück, das unser Werk verläßt, bei anderen ein gewisses Gefühl der Freude, aus der das Glück erwachsen kann? Wer einen guten Spaten hat, der gräbt nochmal so gerne. Und der Konstrukteur oder Monteur, der einen guten Stahl zur Verfügung hat, baut nochmal so gerne, gleich wie der Schiffbauer oder Schweißer, dem wir gutes Grobblech liefern, viel mehr Freude an seiner Arbeit hat. Und dieses Gefühl, für andere mit einer einwandfreien Arbeit Glück zu erzeugen, bringt auch für uns Freude an der Arbeit. Und dies ist überaus wichtig, nicht nur für das so oft zitierte Betriebsklima, sondern nicht zuletzt für uns selbst.

Denn wenn wir Freude an unserer täglichen Arbeit empfinden, schaffen wir in uns das Gefühl der Zufriedenheit, das auch in die anderen Stunden unseres Tages hinüberstrahlt und uns zu ausgeglichenen, fröhlichen Menschen machen kann. Die Freude an der gemeinsamen Arbeit bringt uns auch im Betrieb menschlich näher, wir arbeiten nicht gegeneinander, sondern nebeneinander, füreinander. Das ist erstrebenswert und bedeutet Glück.

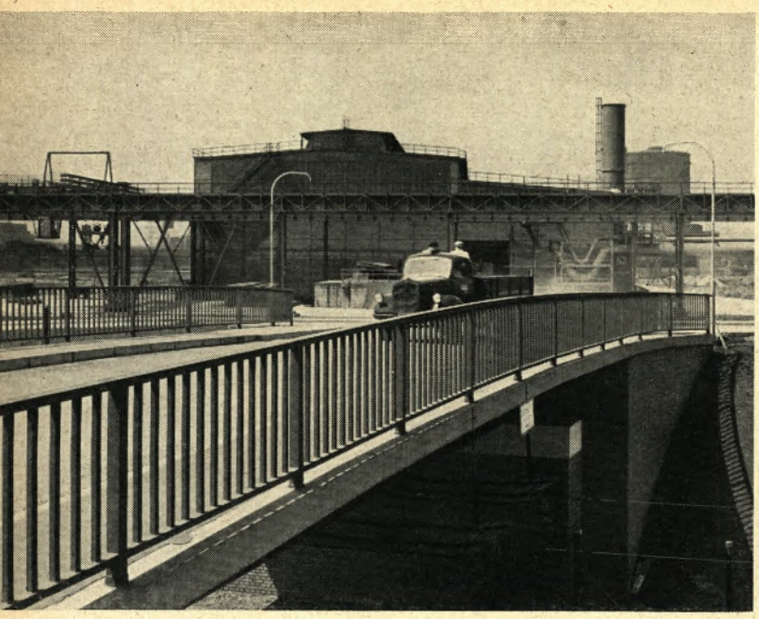
Wir können in gleicher Weise für andere und für uns Glück erzeugen, ganz gleich, welches Werkstück durch unsere Hände läuft, oder an welchem Schreibtisch wir sitzen. Erst die Gewißheit, gemeinsam in einem Schiff zu sitzen, das unter einem guten Wind segelt, bringt uns menschlich nahe. Denn wir wollen nicht vergessen, daß wir Menschen sind, und daß die menschlichen Bindungen und das menschliche Verstehen für unsere Arbeit so wichtig sind wie Koks und Erz für unsere Hochöfen.

Und wenn wir das Glück der Gemeinsamkeit erzeugt haben, sei es nun im Hochofenbetrieb oder im Stahlwerk, dann können wir jeder zu unserem Zuhause zurückgehen und können es da verschwenden. Und erst, wenn wir das Glück, das aus der sauberen Leistung kommt, in uns tragen, können wir unserem Leben einen Sinn geben, der in gleicher Weise beides harmonisch verquickt: unsere Arbeit und unsere Freizeit.

Das Glück in sich zu tragen, bedeutet den Reichtum, von dem der große irische Dichter George Bernard Shaw spricht, denn wir können den Reichtum des Glücks nicht verbrauchen, wenn wir ihn nicht erworben haben. Wer Reichtum hier gleich Inhalt des Geldbeutels setzen möchte, dem sei wieder einmal gesagt, daß die Zufriedenheit selten von der Menge Hundertmarkscheine abhängt, die einer mit sich herumträgt.

thyssenkrupp Corporate Archives

Schnappschüsse

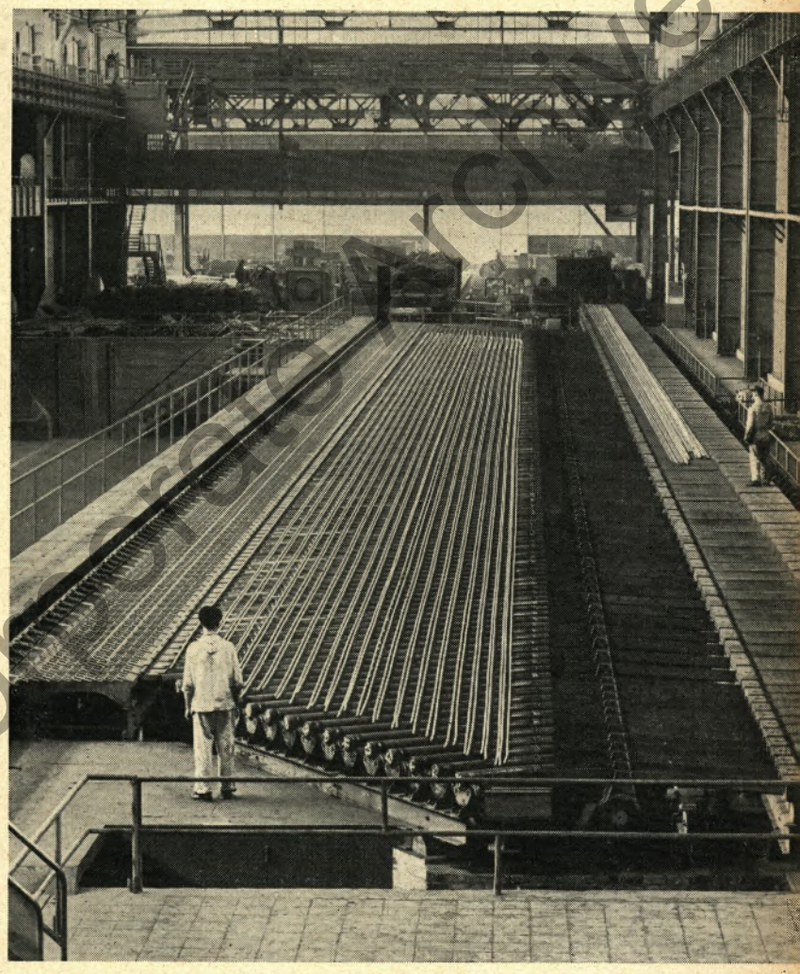


Über die neue Brücke über die Osterfelder Straße, die die Stahl- und Walzwerke mit der Feineisenstraße verbindet, haben wir bisher lediglich im Anfangsstadium berichtet. Wir möchten nun Versäumtes nachholen und zeigen das längst fällige Bild der Brücke, die sich harmonisch dem Straßenzug sowie dem Industriegelände auf beiden Seiten anpaßt. Im Hintergrund unseres Bildes die Stirnseite der Feineisenstraße.

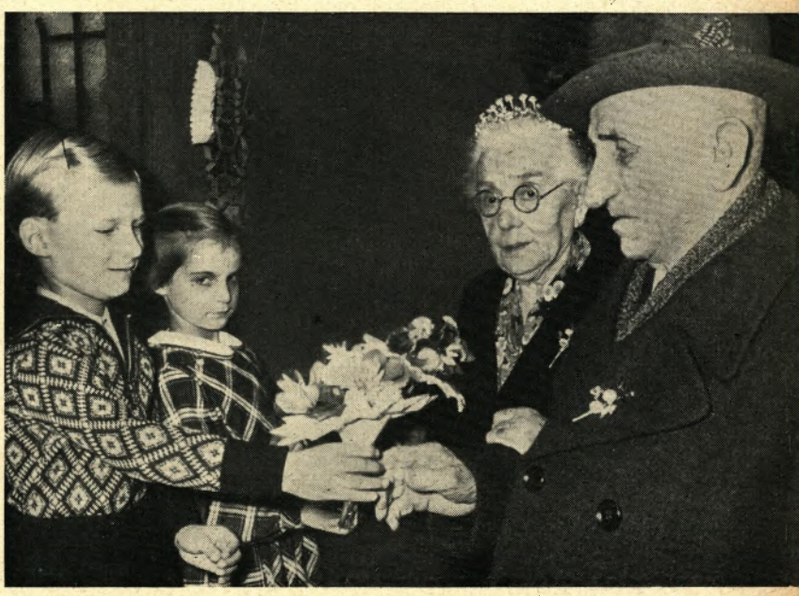
Streikgefahr in der westdeutschen Eisen- und Stahlindustrie! — Um Lohnforderungen durchzusetzen, rief die IG Metall die Arbeitnehmer der Eisen schaffenden Industrie zu einer Urabstimmung auf. Auch in Oberhausen wurde abgestimmt.

Abendstimmungen von ungewöhnlichem Reiz waren in den letzten Tagen bei dem fast „frühlingsmäßigen" Novemberwetter im Hafen Walsum zu beobachten. Linksrheinisch, als Silhouette im Hintergrund, der Kirchturm von Orsoy.

Ein interessantes Bild harmonischer Linienführung in der Industrie zeigt dieser Schnappschuß vom Warmbett der neuen Feineisenstraße. Aber auch die lichterfüllte Großräumigkeit der Halle ist beachtenswert, vor allem, wenn man sie mit der Bauweise früherer Zeiten vergleicht. Hier zu arbeiten macht gewiß Freude. — Auf dem Warmbett lagen, als geknipst wurde, Rundstahlstäbe, ausgerichtet wie Gardegrenadiere, zum Auskühlen. Außer ihnen werden auf der Feineisenstraße auch Winkeleisen verschiedener Schenkellängen sowie kleine U-Eisen, Doppel-T-Eisen, Flachstahl und mehrere Betonstahlprofile gewalzt. Vom Warmbett aus läuft das ausgekühlte Walzgut auf Rollen zur Richtmaschine, wonach es gebündelt verladen wird.



Das nicht alltägliche Diamantene Hochzeitsjubiläum konnte im November das Ehepaar Peter und Charlotte Minnig feiern. Vor rund 60 Jahren kam das Ehepaar aus dem Hunsrück nach Oberhausen, wo Vater Minnig im Jahre 1900 im Betrieb Neu-Oberhausen Arbeit als Maschinist fand und hier fast 38 Jahre lang bis zu seiner Pensionierung beschäftigt war. Er ist 83 Jahre, seine Frau 77 Jahre alt.



© Krupp Corporate Archives

Vorsicht, NICHT IN DIE FLAMME SEHEN!

Autogen- und Elektroschweißer bei der Arbeit - Unfallverhütung auch hier erstes Gebot!

Wer kennt nicht aus eigener Anschauung oder aus illustrierten Zeitschriften die freitragenden neuen Straßenbrücken, die in eleganten, leicht geschwungenen Bögen die deutschen Ströme überspannen? Hin und wieder wird man in kurzen Pressenotizen darüber belehrt, daß so ein Bauwerk eine viel größere Tragfähigkeit als die Vorkriegskonstruktionen hat und dabei nur halb soviel wiegt! Ähnliches gilt für den Maschinen- und Apparatebau, für Kesselanlagen und Fahrzeuge. Diese Fortschritte verdankt die Technik den modernen Schweißverfahren. Immer mehr gewinnt diese Art des Verbindens von Metallen an Boden; immer mehr gehen andere Methoden — Nieten z. B. — zurück. In jeder Werkstatt und erst recht natürlich in großen Werken müssen heute Leute vorhanden sein, die schweißen können. Allein bei uns sind es einige hundert Menschen, die den ganzen Tag über nur schweißen.

Vielleicht war die Schweißtechnik im zweiten Weltkrieg sogar mit kriegsentscheidend. Nur mit Hilfe des in den Vereinigten Staaten entwickelten Ellira-Schweißverfahrens (automatische Unterpulver-Schweißung) konnten die Riesenflotten der Liberty-Schiffe in — für den damaligen Stand der Technik — unvorstellbar kurzer Zeit „aus dem Boden gestampft", konnte die Versorgungsschlacht auf dem Atlantik von den Alliierten gewonnen werden. Die Ellira-geschweißten Nahtstellen der Schiffsaußenhäute waren von so guter, homogener Qualität, daß man auf das langwierige Nieten usw. zu verzichten vermochte. Schweißen wird selbstverständlich auch bei der HOAG großgeschrieben. Wo immer Reparaturen im Werk anfallen, wo Stahlkonstruktionen erstellt werden, da werden auch Schweißer herangezogen. Selbst die laufenden Arbeiten am Gleisnetz der Werksbahn erfolgen vielfach durch Schweißung — hier im Thermit-Verfahren. Jeder unserer Facharbeiter-Lehrlinge muß heute autogen und elektrisch schweißen lernen, da es längst ein immer wichtiger werdendes unentbehrliches Rüstzeug des Metallhandwerkers ist. Doch schweißen — und das geht alle an — bringt auch gewisse Gefahren mit sich. Man unterscheidet insbesondere zwei Hauptarten des Schweißens: einmal das autogene Brenn- und Schweißverfahren, zum anderen das Lichtbogenschweißen mittels elektrischen Stromes. Beim Autogen-Schweißen und -Brennen werden neben Sauerstoff explosible Heizgase (z. B. Acetylen-, Wasserstoff oder auch, wie vielfach bei uns, Mischgas) verwendet; Stoffe, mit denen recht vorsichtig umgegangen werden muß. Die Gase sind in den bekannten, mannshohen, stählernen Normal-Flaschen komprimiert, die für gewöhnlich mit einem Druck von 150 Atü gefüllt werden.

Kein Marsbewohner, sondern der Elektroschweißer Willi Fritz von der Kesselschmiede, vorschriftsmäßig geschützt gegen die starke Strahlung des Lichtbogens.

Auch bei der autogenen Schweißung, mit der hier der Arbeitskollege Heinrich Gibhardt beschäftigt ist, müssen die Augen vor dem grellen Licht geschützt werden

Diese so harmlos ausschauenden Gasflaschen, mit denen oft recht sorglos umgesprungen wird, sind tatsächlich jedoch — wenn man sie falsch behandelt — hochexplosible Sprengkörper. Ein ganz einfaches Rechen-Exempel: auf jeden qcm Flaschenfläche drücken nicht weniger als 150 kg. Errechnet man die Metallfläche der Flasche, die eine Höhe von 180 cm und einen Durchmesser von 19 cm hat, so ergibt sich, daß auf dieser relativ kleinen Fläche von 10 800 qcm ein Druck von

1.620 t = 32.400 Zentnern

lastet. Das ist das Gewicht von 15 D-Zug-Lokomotiven! Die Schlußfolgerung aus dieser Tatsache lautet ganz eindeutig: Vorsichtig behandeln! Einen 500-kg-Blindgänger läßt man schließlich auch nicht umfallen.

Hinzu kommt noch die Überlegung und Erfahrung, daß Wärme Gase ausdehnt und strenge Kälte das Material der Flaschen spröde macht. Dies bedeutet nicht mehr und nicht weniger, daß auch alle anderen, die in der Nähe von Gasflaschen zu tun haben, Vorsicht walten lassen müssen. „Verhindert Sonnenbestrahlung oder Lagern neben Heizungskörpern oder — was auch schon vorgekommen ist —, daß vielleicht sogar ein glühender Block neben Gasflaschen abgestellt wird!" Das ist keine „übertriebene Vorsicht", sondern einfach primitivster Selbstschutz. Nur zu oft liest man von Unglükken, bei denen detonierende Gasflaschen ganze Gebäude zum Einsturz brachten und regelmäßig Todesopfer forderten.

Die Schweißer selbst wissen sehr wohl um die Gefährlichkeit beim Umgang mit Gasflaschen, zumal sie vom Werk (Abt. Arbeitsschutz) noch zusätzlich mehrere Stunden lang mit den be-

(Fortsetzung nächste Seite)

Die Arbeitszeitverkürzung mit dem Ziel der 40-Stunden-Woche ist ein Problem, das sich aus der allgemeinen Entwicklung der modernen industriellen Gesellschaft ergibt. Seit der Deutsche Gewerkschaftsbund die 40-Stunden-Woche in Form der Fünf-Tage-Woche bei vollem Lohnausgleich zu einer seiner Hauptforderungen erhoben hat, nimmt diese Frage in der wirtschafts- und sozialpolitischen Auseinandersetzung eine wesentliche Stellung ein. Es gilt jedoch, die Frage der 40-Stunden-Woche aus der Schlagwortatmosphäre herauszuheben und kühl und sachlich zu prüfen, was es tatsächlich damit auf sich hat und wie sich ihre Einführung auswirken würde. In diesem Zusammenhang verdient ein Referat Beachtung, das Arbeitsminister Platte kürzlich in Oberhausen hielt. Wenn wir Minister Platte richtig verstanden haben, so wird die 40-Stunden-Woche als wünschenswertes Ziel von allen Seiten bejaht. Jedoch über die Art und Weise, ob, wann und wie man angesichts der gegebenen Verhältnisse in der deutschen Volkswirtschaft eine entsprechende Arbeitszeitverkürzung durchführen kann, gehen die Meinungen auseinander. Als gutes Beispiel wurde von dem Minister der in letzter Zeit in der Öffentlichkeit so oft zitierte Arbeitszeitversuch der Hüttenwerk Oberhausen AG genannt, womit die Einführung der 42-Stunden-Woche in unseren Siemens-Martin-Werken gemeint ist. Im übrigen ist der Fragenkomplex, den die Diskussion um die 40-Stunden-Woche aufrollt, nicht allein aus volkswirtschaftlicher oder betriebswirtschaftlicher Sicht zu behandeln, sondern ebenso von arbeitswissenschaftlicher, medizinischer, psychologischer und kultureller Seite aus zu durchdenken. Durch die hier erfolgte Veröffentlichung des Vortrages von Minister Platte wollen wir möglichst vielen Belegschaftsmitgliedern Gelegenheit geben, einen Einblick in die augenblickliche Situation zu gewinnen. Die Veröffentlichung geschieht in der Erwartung, um damit eine Grundlage zur sachlichen Lösung aller mit der 40-Stunden-Woche zusammenhängenden Fragen zu schaffen.

Wir und die 40-Stunden-Woche

von Johannes Platte · Minister für Arbeit und Soziales in Nordrhein-Westfalen

Es gibt kaum einen Vorgang im Arbeitsleben der letzten Jahre, der ein solches allgemeines Interesse hervorgerufen hat wie die von den Gewerkschaften geforderte Einführung der 5-Tage-Woche mit 40 Stunden und vollem Lohnausgleich. Es ist daher auch nicht weiter verwunderlich, daß diese Forderung im ersten Augenblick einen ziemlichen Schock hervorgerufen hat. Denkt man doch sofort an die unserer Wirtschaft noch bevorstehenden Aufbauleistungen zur Beseitigung der schweren Schäden, die der Krieg und die im Zeichen der Demontage stehenden Nachkriegsjahre mit sich gebracht haben. Tatsächlich würde auch eine schematische Reduzierung der 48stündigen Arbeitszeit auf 40 Stunden ohne die entsprechende Steigerung der Produktion durch Rationalisierungsmaßnahmen zu einer Minderung des Sozialproduktes und einer Gefährdung der Währungsstabilität führen können. Letzten Endes darf auch hier nicht übersehen werden, daß kein anderes Land derartige Mittel aufbringen muß, um Millionen zerstörter Häuser und eine nach dem Krieg funktionsunfähige Wirtschaft wiederaufzubauen, den Hinterbliebenen der Millionen Gefallenen und den Schwerkriegsbeschädigten das Lebensminimum zu sichern sowie sonstige Kriegsfolgelasten abzutragen.

Die Bundesrepublik befindet sich mit einer 48stündigen Arbeitszeit auch kaum in schlechter Gesellschaft. Nach Feststellungen des Internationalen Arbeitsamtes besteht in den meisten angrenzenden Ländern noch die 48stündige Arbeitszeit. Während Frankreich 45 bis 48 Stunden, Großbritannien 44 Stunden arbeitet, hat Belgien seit einigen Tagen als erstes Land der Montanunion die 5-Tage-Woche, allerdings mit 45 Stunden, eingeführt. Noch Anfang Oktober hat sich übrigens der Ministerrat der Montanunion gegen den belgischen Antrag, die 5-Tage-Woche in der Stahlindustrie der Unionsländer einzuführen, mit der Begründung ausgesprochen, man könne nicht nur in einem Industriezweig die 40stündige Arbeitswoche einführen, zumal andere, der Montanunion nicht angehörende Länder dabei wettbewerbsmäßig günstiger liegen würden.

Gleichwohl ist gerade in den letzten Jahren der ganze Fragenbereich zu dringlich geworden, als daß er unter dem Aspekt eines verlorenen Krieges und der für uns dadurch sich ergebenden Notwendigkeit einer besonderen Arbeitsintensität oder des Arbeitskräftemangels überhaupt auf Eis gelegt werden könnte. Es muß im Hinblick auf die immer stärkere Beanspruchung der Arbeitenden in den Betrieben möglichst umgehend ein Weg gefunden werden, der einen Raubbau an der Gesundheit der Schaffenden verhindert.

Eine 48stündige Arbeitszeit des Jahres 1918 oder auch 1937 ist nicht gleichbedeutend mit der des Jahres 1955. Ein Höchstmaß an Arbeitsintensität und Konzentration ist bei dem heutigen Produktivitätsstand eine unerläßliche Voraussetzung. Der Grad dieser Überbeanspruchung äußert sich unmißverständlich in immer höheren erschütternden Zahlen über schon in jüngeren Jahren eintretende Herzerkrankungen, Kreislaufstörungen, Magengeschwüre, Nervenleiden, Vollinvalidität, von der großen Anfälligkeit gegenüber anderen Erkrankungen und dadurch bedingten Fehlschichten ganz abgesehen. Der früheren Geißel der Menschheit, Leiden wie Pest, Cholera usw., stehen heute nicht minder große Gefahren durch vielfach schon in jüngeren Jahren zu Todesfällen führende Gesundheitsschädigungen infolge Überbeanspruchung gegenüber. Wenn bei Todesfällen im Alter von 25 bis 65 Jahren allein 60 Prozent Herz-, Gefäß- und Kreislauferkrankungen betrafen, wenn allein schon 1953 nach den Angaben der Deutschen Hygienischen Gesellschaft 250 000 Menschen vor Erreichung der Altersgrenze als invalide anerkannt wurden, so kann an diesen Tatsachen mit einem Hinweis auf „vielleicht später" nicht einfach vorbeigegangen werden. Nicht nur die Gewerkschaften, sondern auch die Arbeitgeberverbände sind sich nach den offiziellen Erklärungen der Notwendigkeit des Handelns durchaus bewußt. Über das Ziel ist man sich einig, nur über die Art und die Zeit der Einführung der 5-Tage-Woche bestehen Meinungsverschiedenheiten. Auch die Gewerkschaften sehen ein, daß weder ein Gesetz noch eine sonstige generelle Maßnahme den Arbeitnehmern sofort eine 40stündige Arbeitszeit bei vollem Lohnausgleich gewähren kann, ohne daß eine Beeinträchtigung des bisherigen Lebensstandards und der Währungsstabilität die Folge wäre. Sie sind aber der Auffassung, daß sich in manchen Wirtschaftszweigen oder zumindest stufenweise, ohne daß ein Absinken der Produktion zu befürchten sei, schon jetzt tariflich, d. h. nicht nur auf einzelne Betriebe beschränkt, solche neuen Arbeitszeitregelungen durchführen ließen. Demgegenüber betont die Bundesvereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände, daß „solche Dinge nicht generell, nicht mit einem Gesetz, nicht mit einer Tarifvereinbarung über die ganze Linie mit einem Mal geschehen können. Wir müssen es der Einzelregelung, einem einzelnen Betrieb überlassen."

Tatsächlich haben viele deutsche Betriebe, die eine 40stündige oder auch 42- bis 45stündige Arbeitszeit an 5 Tagen mit vollem Lohnausgleich eingeführt haben, die besten Erfahrungen gemacht. Bekannt sind z. B. die äußerst positiven Äußerungen des Generaldirektors der 30 000 Arbeitnehmer umfassenden Badischen Anilin- und Sodawerke, Dr. Wurster, über die schon seit längeren Jahren bei ihm eingeführte 5-Tage-Woche. Ebenso günstig sind die Erfahrungen eines großen Hüttenwerkes in Oberhausen, das an Stelle einer früheren 53stündigen wöchentlichen Arbeitszeit ab Anfang 1953 nur noch 42 Stunden bei vollem

(Fortsetzung auf Seite 249)

---

sonderen Unfallgefahren ihres Berufes vertraut gemacht werden. Die Arbeit des Schweißens bringt es jedoch oft und unvermeidbar mit sich, daß an vielen Stellen des Werksgeländes und in den Betrieben Gasflaschen stehen. Und man kann auch nicht an jeder Flasche einen Sicherheitsmann postieren. Auf keinen Fall sollte sich ein Unbefugter etwa an den Ventilen zu schaffen machen. Finger weg von allen Gasflaschen, mit denen Du nichts zu schaffen hast! Vorsicht auch bei der Beförderung der schweren Stahlkörper. Mindestens zwei Mann müssen jeweils eine Gasflasche tragen, niemals einer allein. Und niemals auch Gasflaschen mittels Magnetkran transportieren. Wenn der Strom auch nur für Sekunden aussetzt, die Flasche herabfällt, kann dies unabsehbare Folgen haben. — Daß alle unsere Schweißer Schutzbrillen zu tragen haben, wurde in der Werkzeitschrift schon wiederholt herausgestellt und braucht hier nicht mehr besonders betont zu werden. Die Schutzbrille gehört zur Ausrüstung des Schweißers wie etwa das Schweißgerät selbst. Das ist allen Schweißern in unserem Werk in Fleisch und Blut übergegangen.

*

Hochinteressant für Vorübergehende ist auch das E l e k t r o s c h w e i ß e n oder, wie der Fachmann sagt, Lichtbogen-Schweißen. Eine gleißende Helligkeit erfüllt die ganze Umgebung und die Männer hinter den Schweiß-Schutzschirmen sehen geradezu abenteuerlich aus. Trotzdem kann man nur raten: Schaut weg! Vom elektrischen Strom selbst drohen hier zwar keine Gefahren, einen „Schlag" bekommen selbst die Schweißer nur recht selten, aber die grell-hellen Strahlen des Lichtbogens schaden. Die darin enthaltenen ultravioletten Strahlen bewirken Bindehaut-Entzündungen, man hat später das Gefühl, als befänden sich Sandkörnchen im Auge. Der Schweißer nennt diese Strahleneinwirkung auf das Auge „Verblitzen" und hütet sich, ungeschützt in den Lichtbogen zu schauen. Dauernde Schädigungen treten zwar nicht auf, aber das Ganze ist für den Betroffenen doch recht unangenehm. Besonders blonde Menschen sind in der Regel gegen das sog. Verblitzen sehr empfindlich. Wer sich lange in unmittelbarer Nähe von elektrischen Lichtbögen aufhält, muß sogar die Haut schützen. Die ultravioletten Strahlen rufen nämlich Verbrennungen hervor, die denen starker Sonneneinstrahlung entsprechen. Darum ja auch Gesichtsschild, Lederhandschuhe und andere Schutzbekleidung für den E-Schweißer.

*

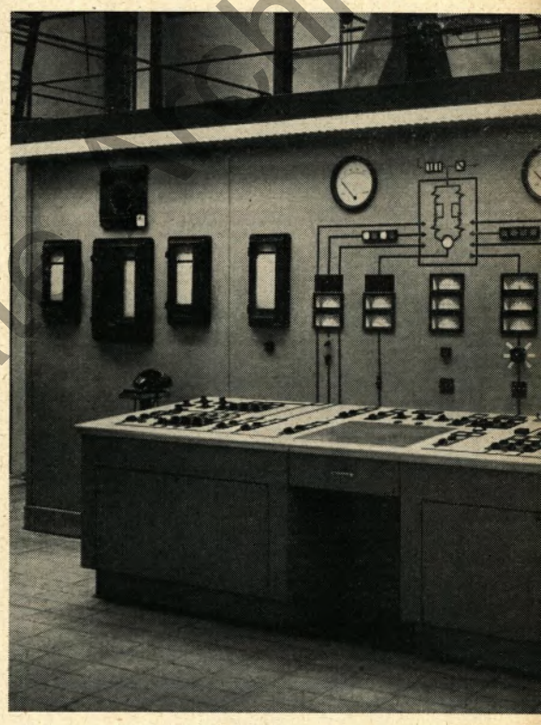
Alles in allem: Man ist in der Nähe von Stellen, an denen geschweißt wird, zwar nicht gerade Unfall-Kandidat, doch ein wenig Vorsicht ist immer angebracht.

thyssenkrupp Corporate Archives

Schon von Galil

Feinmechanik hilft

Immer wieder tauchen einmal Fotos in der Werkzeitung auf, die sie zeigen. Sie — jene nüchternen, kühlen, ausgewogenen Skalen, auf denen die Zeiger spielen und die meist in weiten Blechwänden gemeinsam mit anderen eingelassen sind. Sie — Meßgeräte. Wir begegnen ihnen bei den Schalttafeln für die Winderhitzer, bei den Meßhäusern der neuen kontinuierlichen Halbzeugstraße, bei den Leitständen für die Kessel des Kraftwerkes. Meßgeräte regeln die Vorgänge in den Tieföfen, sie sitzen an vielen anderen Stellen des Betriebes, messen Temperaturen, Ströme, Spannungen oder Gasgemische, registrieren, regeln oder steuern chemische Vorgänge und Produktionsphasen.



▲ Für den Laien vielleicht verwirrend, jedoch nach einem leicht verständlichen System geordnet, ermöglichen diese Geräte und Meßinstrumente eine genaue Kontrolle der Anlagen im neuen Dampfkraftwerk.

◀ Willi Martin überprüft einen Mengenschreiber, der die für den Hochofen 6 gültigen Werte anzeigt. Eine sinnvoll konstruierte Schreibvorrichtung zeichnet in Diagrammform die genauen Meßergebnisse auf.

Ohne Meßgeräte ist die moderne Industrie, ohne Meßgeräte ist auch unser Werk nicht mehr denkbar.

Meßgeräte sorgen nicht nur dafür, daß Material, Zeit und Arbeit gespart werden. Sie garantieren nicht nur, daß größere Produktionsprozesse mit überaus großer Präzision und Genauigkeit ablaufen. Sie machen manche Beobachtung in einem Ofen, zum Beispiel, und die Regelung manchen Prozesses überhaupt erst möglich. Je moderner heute ein Betrieb ist, je rationeller er arbeitet, je besser seine Produkte sind, um so größer ist der Anteil, den Meßgeräte daran haben. Das gilt von der Käsebereitung bis zum Atomreaktor — und natürlich auch für uns bei der HOAG ...

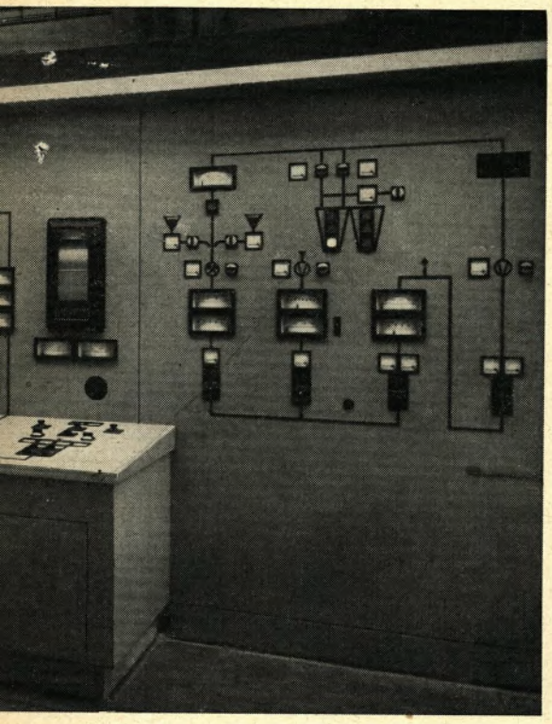
Wir haben einmal eine Meßgerätefabrik besucht, die Geburtsstätte solcher Geräte, wo sie einzeln, oder an großen Schalttafeln zusammengefaßt, gebaut werden. Wir wollen Ihnen, dem Leser, mit diesen Zeilen, diesen Bildern, einen kleinen Einblick geben in diese uns so fremde und für uns doch so wichtige Arbeit. Der große Galileo Galilei ist nicht nur (wie böse Zungen behaupten) der Schutzpatron der Bundesbahn („Und sie bewegt sich doch!"),

o Galilei erkannt
er Schwerindustrie

sondern er ist — gewissermaßen — auch der erste Werbetexter der Meßgeräteindustrie. Von ihm stammt das Wort

Messen, was meßbar ist,
und meßbar machen,
was noch nicht gemessen
werden kann!

Damit ist die große Aufgabe der Meßgeräteindustrie umrissen. Mit diesem Wort ist eines deutlich: hier geht es nicht nur darum, Uhren zu bauen (auch Uhren sind ja Meßgeräte — Zeitmeßgeräte) nach einem System, das schon



sehr alt ist und nur noch in Spielarten verfeinert werden kann. Hier geht es darum, immer neu zu entwickeln, neue technische Möglichkeiten zu suchen, neue Wege in Physik und Chemie zu beschreiten.

*

Wir Hüttenwerker sind, wenn wir von den Hilfswerkstätten einmal absehen, riesige Hallen, zyklopische Öfen und Kessel, große Walzenstraßen und ähnliches gewöhnt. Unsere Arbeitsplätze sind von der Produktion bestimmt. Dasselbe gilt natürlich auch für eine Fabrik von Meßgeräten. Aber was bei uns groß und klobig ist, bei aller Genauigkeit und Qualität der Fertigung, das ist hier in den typischen Werkstätten des Meßgerätebaus klein, fein

Auch Winderhitzer müssen überwacht und gesteuert werden. Unser Bild zeigt die Meßwarte der Winderhitzergruppe 6/7 mit den verschiedenartigen Meßgeräten. Aus den sich hieraus ergebenden Werten lassen sich die Bilanzen über Erzeugung und Verbrauch von Koksofengas, Sauerstoff, Dampf, Wasser und Luft errechnen

und diffizil. Arbeitsplatz liegt neben Arbeitsplatz. Feinmechaniker arbeiten mit Lupe und Pinzette an den „Seelen" der Geräte, den „Systemen". Viele Ingenieure, Physiker und Chemiker arbeiten in den Laboratorien an der Entwicklung neuer Meßprinzipien, und mancher Arbeitsraum in der Fertigung gleicht eher unseren Vorstellungen von einem physikalischen Labor, als von einer industriellen Arbeitsstätte.

*

Ob im Labor elektrische Spannungen und Ströme für Forschungszwecke gemessen werden, ob ein Elektriker an einem Meßgerät für einen Winderhitzer, an einer Licht- oder Kraftleitung, eine Spannung oder einen Strom messen muß, ob es in der Energieerzeugung auf genaueste Einhaltung von Frequenzen ankommt, ob in der Wärmewirtschaft die Temperatur bei einem technischen Prozeß konstantgehalten oder in bestimmten Rhythmen gesteuert werden muß, ob es gilt, Gaskonzentrationen zu messen und zu analysieren oder ob in der Medizin der „Grundumsatz" eines Menschen, der Gehalt an Blutfarbstoff oder die Hauttemperatur zu messen sind — immer sind es Meßgeräte, die hier eine wichtige Aufgabe zu erfüllen haben. Es sind schon eine Menge Dinge, die von den Labors und Arbeitsstätten einer Meßgerätefabrik aus beeinflußt oder betreut werden. Die vielfältigen Aufgaben der Meßgeräte in unseren Werken sind weitere Beispiele dafür.

*

Die Feinmechanik in Deutschland verkörpert beste handwerkliche Tradition. Noch im vorigen Jahrhundert konnte nicht jeder Feinmechaniker werden. Sie dünkten sich eine besondere Zunft, und in vielen Fällen kamen nur die „besserer Kreise" zu diesem Beruf, für dessen Lehre der Papa eines künftigen Feinmechanikers manche gute Goldmark als Lehrgeld zahlen mußte. Dazu kam noch etwas. Die „Messingschuster" — so nannte man sie halb spöttisch —, die damals von der ersten Schraube bis zur Schlußmontage jedes Gerät einzeln, von Anfang bis Ende anfertigten, waren sehr nahe am Künstlerischen zu Hause. In ihrem Beruf wurde sehr früh die Schönheit der Technik deutlich! Ihre handwerkliche Präzisionsarbeit war ihr Stolz.

Ein Industrieberuf, der aus solchen Quellen wuchs, bringt natürlich seine besondere Atmosphäre mit sich, — und dient letztlich auch uns, die wir die sorgsam gefertigten Produkte jener Kollegen überall in unserer Produktion brauchen.

Aber mit dem Messen und Aufzeichnen allein ist es noch nicht getan. Hier werden im Meßbüro der Wärmeabteilung von Marianne Leske die Meßergebnisse zu einem Gesamtbild ausgewertet.

Alle diese Uhren, automatischen Schreiber und sonstigen Kontrolleinrichtungen sind Präzisionsgeräte, deren Bau viel Geschicklichkeit und Erfahrung erfordert. Hier wird ein solches Gerät mit der Pinzette justiert.

Bei der Prüfung der Teile solcher Meßgeräte muß auch das Mikroskop mithelfen, da später auch schon durch kleinste Fehler die Messungen ungenau würden. Hier wird eine Meßwerkstahlachse geprüft.

Auch die von den Betriebselektrikern benutzten Meßgeräte, mit deren Hilfe Stromspannungen festgestellt werden, müssen nach ihrer Fertigstellung eine genaue Kontrolle über sich ergehen lassen.

thyssenkrupp Corporate Archives

Von der Spree an die Ruhr

Ein Großteil der Studierenden von heute muß sich die Kosten des Studiums in den Semesterferien und in der sonst verbleibenden Freizeit als Werkstudenten selbst verdienen. Trotzdem kommt es noch häufig vor, daß man sich in den Betrieben eine völlig falsche Meinung über Werkstudenten macht. Um unseren Lesern einen Einblick in das tatsächliche Leben der Werkstudenten geben zu können, haben wir daher die vor kurzem im Betrieb Neu-Oberhausen beschäftigt gewesenen Werkstudenten Dieter A. Frank und Dieter Materna, Studenten der Technischen Universität Berlin, um eine Schilderung der in Oberhausen gewonnenen Eindrücke gebeten, die zu einem besseren Verständnis beitragen mögen. Gleichzeitig berichten uns die beiden jungen Berliner aus eigenem Erleben über die Verhältnisse in der ehemaligen Reichshauptstadt.

Mit der 550er-Straße vertauschten den Hörsaal der Technischen Hochschule in den letzten Semesterferien die beiden Berliner Dieter A. Frank und Dieter Materna, um sich hier als Werkstudenten das Geld für das weitere Studium zu verdienen. Die Umstellung auf die ihnen völlig fremd gewesene Arbeit im Hüttenwerk war nicht leicht für sie, denn auch hier wollen alle Griffe gelernt und geübt sein; aber sie waren froh, in Oberhausen viel Neues kennenzulernen.

Auch in diesem Jahr gab die Werksleitung des Hüttenwerkes Oberhausen zahlreichen Studierenden die Möglichkeit, als Werkstudenten tätig zu sein, um einen Teil ihrer Studiengelder zu verdienen sowie Erfahrungen und Kenntnisse für ihr Studium zu sammeln.

Wir, zwei Studenten der Technischen Universität Berlin, wollen über einige der hier gewonnenen Eindrücke berichten. Für uns Berliner war es besonders interessant, in ein Gebiet zu kommen, dessen Verhältnisse anders liegen als in unserer Heimat. Berlin unterscheidet sich in vieler Hinsicht gegenüber dem Ruhrgebiet, wo die deutsche Schwerindustrie konzentriert ist. Wenn wir zur Frühschicht gingen, war es immer ein eigenartiges Bild für uns, die Werksanlagen im Morgennebel liegen zu sehen, dazu die Arbeiter zu beobachten, wie sie mit ihren „Dubbels" unter dem Arm zur Arbeitsstelle eilten. Es war eine große Umstellung für uns, die wir aus den Hörsälen der Universität in diese Welt der harten körperlichen Arbeit kamen. Wir waren aber auch angenehm überrascht, inmitten des Industriegebiets landschaftlich reizvolle Gebiete zu finden, in die sich ein Spaziergang lohnte, so etwa der Sterkrader Wald oder das Ruhrtal. Die Stadt Oberhausen machte auf uns den Eindruck einer aufblühenden Großstadt. Wir bummelten oft an Sonntagen in den Straßen dieser Stadt und konnten dabei den Arbeiter X. und den Doktor Y. zumindest an ihrer Kleidung nicht unterscheiden. Dies fiel uns in der Hauptsache während der ersten Tage unseres Aufenthaltes im Ruhrgebiet auf.

Der Zweck unserer Tätigkeit bei der HOAG war in erster Linie, Geld für die Bestreitung der Studienkosten zu verdienen. Zugleich erfüllten wir die Forderung unseres Studiums, für den Wert und die Bedeutung der Handarbeit Verständnis zu entwickeln. Außerdem lernten wir den schaffenden Menschen an seinem Arbeitsplatz kennen, so daß wir uns über seine Probleme und Anschauungen orientieren konnten. Während der Frühstückspause haben wir in vielen Gesprächen die Ansicht des Arbeiters erfahren und dadurch ein Bild gewonnen, das oft von unserer bisherigen Vorstellung abweicht. Wir wohnten bei einem Arbeitskameraden, und im Kreise seiner Angehörigen lernten wir den Lebensstil einer modernen Arbeiterfamilie kennen. Wir erlebten eine Aufgeschlossenheit für alle aktuellen Ereignisse und Probleme, die wir kaum erwartet hatten. Wir waren verwundert über die Art der Freizeitgestaltung, die trotz der schweren körperlichen Arbeit im Lesen von anerkannten Werken der guten Literatur bestand. Gerade wir können ermessen, welche Überwindung dies kostet, waren wir doch kaum imstande, irgendwelche Studienaufgaben zu bewältigen, da wir durch die Arbeit im Werk meist todmüde ins Bett sanken. Wir sahen noch andere Beispiele, die den Aufstieg des Arbeiters zeigen. So lernten wir einen Kollegen kennen, der seine beiden Söhne studieren ließ, um ihnen eine bessere Zukunft zu sichern. Mit ihm haben wir uns oft unterhalten. Wir wissen, welche Opfer diese Ausbildung kostet und welche Beschränkungen der gute Mann sich dafür auferlegte.

Doch trotz dieser rühmlichen Tatsachen in der Einstellung des Arbeiters zum Studenten gibt es auch noch eine Reihe von Mißverständnissen zu klären. Viele kleine Ressentiments konnten durch ein direktes Gespräch von Mensch zu Mensch berichtigt werden. So frappierte uns z. B. die Äußerung eines Werksangehörigen sehr stark, der im Laufe eines Gesprächs bemerkte, daß wir das in der Hütte verdiente Geld doch nur in der „Badewanne" (ein Nachtlokal Berlins) „versöffen". Hier kann man nur annehmen, daß einigen Leuten die Schwierigkeiten, mit denen insbesondere wir Berliner Studenten zu kämpfen haben, nicht bekannt sind. 80 Prozent aller Westberliner Studenten müssen nämlich ihre Studienkosten durch Gelegenheitsarbeiten während des Semesters und in den Semesterferien, die eigentlich für die Vertiefung u. Ausarbeitung des Lehrstoffes vorgesehen sind, aufbringen. Von alter Burschenherrlichkeit kann in Berlin keine Rede mehr sein. Überhaupt ist in Berlin vieles ganz anders als in Westdeutschland, wo trotz des verlorenen Krieges der Lebensstandard der Bevölkerung wesentlich anstieg. Der Arbeiter in der Bundesrepublik ist nicht gezwungen, für einen Hungerlohn seine Arbeitskraft zu verkaufen. Wie gegensätzlich aber liegen doch die Verhältnisse in Berlin. Das Verständnis der Situation Berlins setzt voraus, daß man sich über die Bedeutung und die Wirkung der großen politischen und wirtschaftlichen Strukturwandlungen, die durch den Krieg und seine Wirkungen entstanden sind, klar ist: Der größte Teil des Volkseinkommens, den die alte Reichshauptstadt früher erzielte, ist verloren. Die Trennung vom Hinterland bedeutet für Berlins Wirtschaft den Verlust eines Marktes, der sich nicht ersetzen läßt. Wir Berliner mußten Hunger und Not, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit ertragen und überwinden, um im Kampf um die wirtschaftliche Existenz und die politische Freiheit Sieger zu bleiben. Niemals wird der Berliner den Anblick der kahlen Mauern vergessen, die sich nach der überhasteten Demontage und dem Abzug der Roten Armee aus den Westsektoren bot: Was übrig blieb, war Schrott. Zieht man eine Bilanz der Zerstörungen und Demontagen, so ergibt sich für Westberlin, daß es etwa 85 % seiner Industriekapazität verloren hat. Eine amerikanische Zeitung schrieb im Juli 1947: „Das Problem der Nachkriegsindustrie ist für Berlin gelöst: Es gibt hier keine Industrie mehr."

Ein neuer Schlag traf Berlin im Juni 1948. Sowjets und Kommunisten waren überzeugt, daß sie ganz Berlin durch eine Blockade „erobern" könnten. Doch die Berliner hielten trotz aller Entbehrungen aus. Diese, durch die Blockade noch verschärfte Abtrennung von Westdeutschland bedeutete den völligen Stillstand des Berliner Wirtschaftslebens. Doch die Bevölkerung der Westsektoren war sich über die Bedeutung ihres Kampfes um die Freiheit bewußt, sie bewies eine so hohe Moral, die Berlin in der ganzen Welt zu einem Begriff machte. Die Zahl der Arbeitslosen stieg während und nach der Blockade auf etwa eine halbe Million (bei einer Einwohnerzahl von 2 Millionen in Westberlin). Heute noch wirken sich die Folgen der Blockade unheilvoll aus! Seit 1950 wird der Aufbau der Berliner Industrie mit Hilfe steuerlicher Vergünstigungen, die der Bundestag beschlossen hat, systematisch gefördert. Das „Notopfer Berlin" trägt viel zur wirtschaftlichen Gesundung Westberlins bei.

Durch das Überangebot von Arbeitskräften in Westberlin, weil einfach nicht genügend Arbeitsplätze vorhanden sind, liegt auch das Lohnniveau weit unter dem der Bundesrepublik. Hier ist der Tarif Durchschnitt und nicht unterste Grenze, wie es in Westdeutschland der Fall ist. So beträgt der Stundenlohn eines Westberliner Metallarbeiters nicht mehr als 1,50 DM. Nicht zuletzt beeinträchtigt wird die Situation der ehemaligen Reichshauptstadt durch die Vielzahl der Ostzonenflüchtlinge, die sich täglich in den Westberliner Notaufnahmestellen melden. Diese Menschen, die, um ihre persönliche Freiheit zu erhalten, ihre Heimat verließen, müssen in den Arbeitsprozeß eingegliedert werden, was bei der Lage auf dem Berliner Arbeitsmarkt, wo man gegenwärtig mehr als 200 000 Arbeitslose zählt, immer neue Schwierigkeiten schafft. Es ist nicht allein die

(Fortsetzung nächste Seite)

thyssenkrupp Corporate Archives

Wir und die 40-Stunden-Woche

(Fortsetzung von Seite 245)

Lohnausgleich arbeiten läßt. Wenn auch mehr Leute benötigt wurden, so betrachtet die Werksleitung das Ergebnis als außerordentlich befriedigend, da nicht nur die Produktion um rund 14 Prozent stieg, sondern auch die Krankheitsziffer von 7 Prozent auf mehr als die Hälfte sank. Damit soll allerdings nicht zu der Problematik des kontinuierlichen Betriebs über den Sonntag hinaus Stellung genommen werden.

Als Gegenbeweis gegen die Behauptung, daß mit Einführung einer kürzeren Arbeitszeit automatisch die Produktion sinken müßte, sei auf das Beispiel des Bergbaus mit der seit 1. April 1953 verkürzten Schichtzeit von 8 auf 7½ Stunden verwiesen. Während nämlich die Länder der Montanunion 1953 einen Abfall von 4 Millionen Tonnen zu verzeichnen hatten, wurde in der Bundesrepublik trotz Verkürzung der Arbeitszeit eine Erhöhung der Kohlenförderung um ein Prozent festgestellt. Schließlich hat auch die Firma Ford in Köln schon seit 1930 die 5-Tage-Woche mit 40 Stunden und vollem Lohnausgleich eingeführt und damit erstaunliche Leistungssteigerungen erzielt.

Es ist selbstverständlich, daß solche Beispiele nicht verallgemeinert werden dürfen. Aber je mehr Einzelbeispiele da sind, um so eher wird auch die Einsicht der übrigen Unternehmer wachsen, schon im ureigensten Interesse, nämlich der Erhaltung der Arbeitskraft ihrer Belegschaftsmitglieder, die Arbeitszeitverkürzung nicht auf die lange Bank zu schieben. Schließlich ist die gesetzliche 48stündige Woche bzw. 8stündige tägliche Arbeitszeit auch nicht das Ergebnis kurzfristiger Anstrengungen der Gewerkschaften gewesen, genau so wenig wie etwa das Verbot der Kinderarbeit. Auch in früheren Zeiten hat es nicht an Stimmen gefehlt, die einen völligen Zusammenbruch der Wirtschaft bei Einführung der 48stündigen Arbeitszeit voraussagten. Selbst der bekannte ehemalige Reichsminister Professor Moldenhauer betonte damals, daß er die 48stündige Arbeitszeit für ein wirtschaftliches Unglück halte. Man kann daher dem bekannten Sozialwissenschaftler Professor von Nell-Breuning nur zustimmen, wenn er die Einführung der 5-Tage-Woche mit 40 Stunden als Frage eines kürzeren oder längeren Zeitablaufs ansieht.

Die Kriegsfolgelasten mögen noch so drückend, die Notwendigkeit, gerade auch wegen der Millionen Vertriebenen und Flüchtlinge unsere Wirtschaft wieder auf einen Höchststand zu bringen, kann noch so stark sein, über allem steht die Erhaltung unserer Volksgesundheit als Voraussetzung unserer weiteren Existenz. Wir können uns zweifellos nicht mit dem einmaligen Wirtschaftspotential und den Möglichkeiten Amerikas, Australiens und Neuseelands messen, die schon seit längerem die 40stündige Arbeitszeit eingeführt haben.

Aber die dort gewonnenen Erfahrungen sollten auch uns zu denken geben und zum baldigen Handeln veranlassen, gleichgültig, ob es sich um die Abwehr von dauernden Gesundheitsschäden oder der Frühinvalidität handelt, oder um das in letzter Zeit immer wieder auftauchende Problem der durch modernst eingerichtete oder sogar voll automatisierte Betriebe freiwerdenden Arbeitsplätze. Die in Amerika ernstlich erörterte Frage einer Reduzierung von 40 auf 35 und sogar 30 Stunden bei vollem Lohnausgleich setzt uns unter Berücksichtigung des wirtschaftlichen Vorsprungs nicht mehr in Erstaunen.

Gerade das Beispiel dieser Länder oder der entsprechenden Betriebe in der Bundesrepublik zeigt mit genügender Deutlichkeit, daß die zwei Tage Freizeit von den Arbeitnehmern nicht mißbraucht worden sind. Im Gegenteil, nicht nur eine größere Ausgeglichenheit und Arbeitskonzentration bei stark zurückgehenden Invaliditäts- und Krankheitsziffern wurde beobachtet, sondern auch ein Zunehmen seelischer Gesundung durch bessere Selbstbesinnung und stärkere familiäre Bindung, die als produktionssteigernde Faktoren längst erkannt wurden.

Besonders aufschlußreich ist auch, daß sich in Amerika seit Einführung der 5-Tage-Woche die „Zurück-zur-Natur"-Bewegung und die Selbstbetätigung in Haus und Garten fast zu einer, allerdings dem gesamtwirtschaftlichen Status und vor allem dem Gesundheitszustand des amerikanischen Volkes vorteilhaften Leidenschaft entwickelt hat.

Bei einer einheitlichen Einführung verkürzter Arbeitszeit in ganzen Gewerbegruppen sollte zur Herbeiführung gleicher Start- und Wettbewerbsbedingungen das Beispiel anderer, insbesondere angrenzender nationaler Volkswirtschaften nicht außer acht gelassen werden.

Ich glaube, daß hier ein wichtiger Betätigungsbereich für unsere deutschen Vertreter in der internationalen Arbeitsorganisation läge. Aufgabe der Arbeitsorganisation ist es ja gerade, die Arbeitsbedingungen in den Mitgliedsländern durch den Ausspruch von Empfehlungen weitgehend zu koordinieren.

---

materielle Not, die das Leben in der Ostzone fast unerträglich macht, sondern vor allen Dingen der seelische Druck, der auf den Menschen lastet und sie zur Flucht nach Westberlin treibt.

Das gespaltene Berlin ist ein Symbol für das Schicksal Deutschlands. Es gibt keine andere Stadt, deren Zukunft so sehr von der Wiedervereinigung abhängt. Das Ergebnis der Hilfe Westdeutschlands und der Eigenbemühungen ist erfreulich, aber die Erfolge, die bisher erzielt worden sind, genügen nicht, um der Berliner Wirtschaft auf die Beine zu helfen.

Diese, wie wir glauben, objektiven Ausführungen werden unseren Oberhausener Arbeitskollegen die Situation Westberlins nahegebracht haben und sicherlich Verständnis für unsere Lage erweckt haben. Es sollte aber auch Zweck dieser Zeilen sein, einiges beizutragen zu einem besseren Verstehen zwischen Arbeiterschaft und Studenten.

Jedenfalls waren wir sehr froh darüber, daß wir durch die Arbeit auf der Hütte für Berliner Verhältnisse „eine Menge Geld" verdienen konnten, was die Sorgen für das nächste Semester weitaus geringer erscheinen läßt. Mit einem herzlichen Gruß aus Berlin möchten wir uns für heute verabschieden.

Dieter A. Frank
Dieter Materna

Der Leser hat das Wort

Automation

Das in dem Artikel von US-Gewerkschaftspräsident Walter Reuther so gründlich behandelte Zeitproblem der Automation habe ich bereits vor einiger Zeit durch die Lektüre eines hervorragend geschriebenen Buches kennengelernt: „Die Roboter sind unter uns" von Rolf Strehl, erschienen im Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg. Dieses Buch kann ich jedem Ihrer Werksangehörigen empfehlen.

stud. ing. Karl-Friedrich Nünke,
TH Aachen (vorübergehend Werkstudent bei der HOAG)

Anm. d. Red.: Vielen Dank für den Hinweis. Wir haben angeregt, das genannte Buch für die Werksbücherei zu beschaffen, damit es einem möglichst großen Leserkreis zugänglich gemacht werden kann.

Das geschickte Eintreten Walter Reuthers für die menschliche Arbeitskraft gegen das drohende Gespenst der Vollautomatisierung sollte den europäischen Gewerkschaftsführern Vorbild und Ansporn sein. Hierin sollten sie eine ihrer wichtigsten Aufgaben für die Zukunft erblicken, für die es sich mit ganzer Kraft einzutreten lohnt. Nicht um als Maschinenstürmer tätig zu werden, sondern um mit aufgeschlossenem Geist dieses gewaltigste Problem der Gegenwart und Zukunft lösen zu helfen.

Wilhelm Hövels,
Grobblechwalzwerk

Anm. d. Red.: Wir glauben, daß insbesondere die deutschen Gewerkschaften sich klar darüber sind, welche großen sozialen und strukturellen Wandlungen die Automation mit sich bringen wird. Ein Vortrag zum Thema Automation, zu dem der DGB kürzlich ins Hotel Ruhrland eingeladen hatte, ließ dies jedenfalls erkennen. Doch kann man dem Einsender nur beipflichten, wenn er meint, daß die Gewerkschaften in der Automation ein Aufgabengebiet erblicken müssen, dem sie mit absolut aufgeschlossenem Geist begegnen sollten.

PIEPENHEIN UND WOTTELBUCK

Piepenhein: „Mensch, sind dat Pullen! Und die wollen in die Oberliga aufsteigen . . . Spielen Fußball wie die ersten Menschen." — —

Wottelbuck: „Mensch, beruhige Dich doch. Jede Mannschaft spielt ja bekanntlich nur so gut, wie es der Gegner zuläßt."

Piepenhein: „Aber Pullen sind dat doch. Überhaupt kein Zusammenspiel, keine mannschaftliche Leistung. Und sooooo lahm . . ."

Wottelbuck: „Ja, denkst Du denn etwa, Du würd'st dat besser machen. Gerade das mannschaftliche Zusammenspiel is doch Deine schwache Seite. Jedenfalls soweit es den Betrieb angeht. Denn auch im Betrieb kommt es auf Harmonie und Zusammenspiel an. Wie ein Stürmer einer Fußball-Elf nicht blindlings auf's Tor losrennen kann, er muß uneigennützig genug sein, um den Ball seinen in besseren Schußpositionen stehenden Mannschaftskameraden zuzuspielen, so hängt auch im Betrieb vieles vom mannschaftlichen Geist ab. Es ist genau so wie auf'm Sportplatz: Wo einer für den anderen eintritt, alles Hand in Hand geht und man sich zu einer gemeinsamen Leistung aufschwingt, da wird, wie auf der anderen Seite Tore nicht ausbleiben werden, auch die Betriebsatmosphäre gut sein. — — Du wirst aber doch zugeben müssen, daß gerade Du mit Deinem Dickkopp dem mannschaftlichen Geist nicht gerade oft dienlich gewesen bist; auf dem Sportplatz wären Deine mehr oder weniger versteckten Fouls vielfach glatte ‚Elfmeter' gewesen. Also streng' Dich an und benimm Dich wie ein mannschaftsdienlicher Fußballer, der seiner Mannschaft zum Siege verhelfen will."

Piepenhein: „Gemacht! — Werd' mich in Herbergers Notizbuch vormerken lassen."

thyssenkrupp Corporate Archives

Zum Tag des Buches am 26. November

Der Leser

Eine besinnliche Betrachtung von Manfred Hausmann

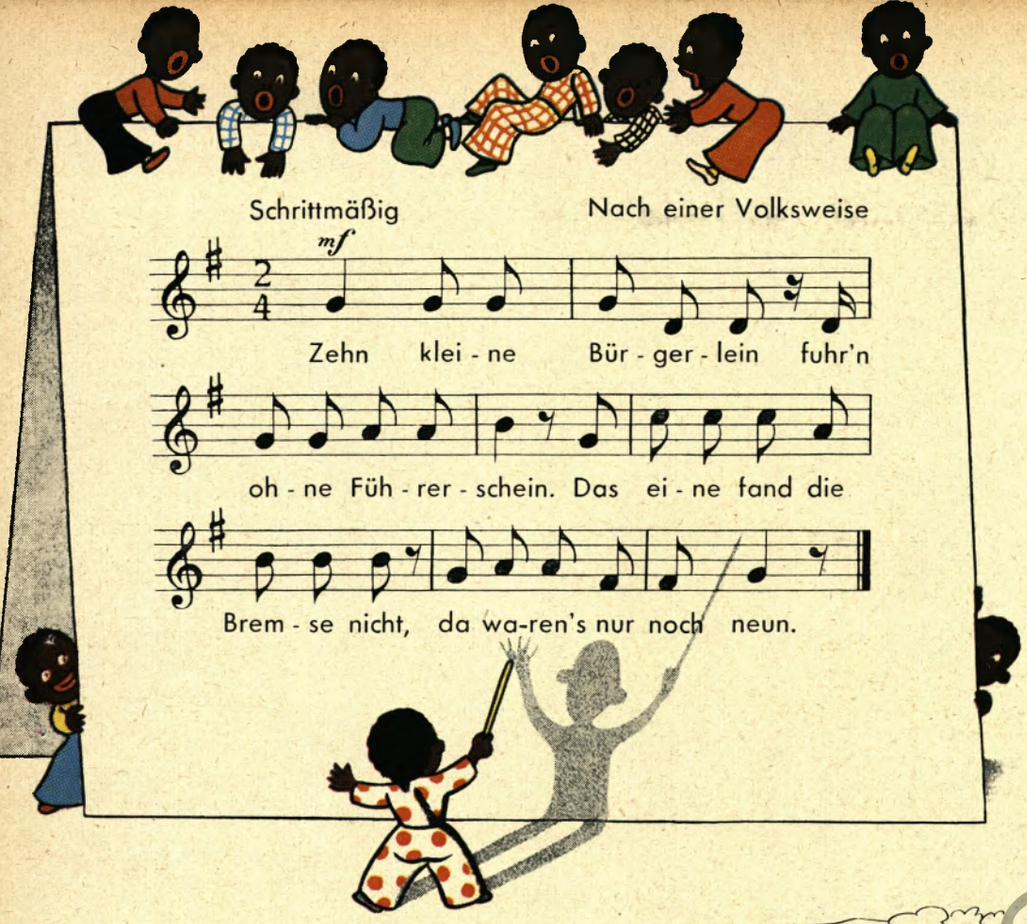
Da treten täglich so viele Ereignisse, Fragen und Probleme an uns heran, da entstehen oft heftige Diskussionen um politische oder gesellschaftliche Fragen, für die uns einfach die notwendige Einsicht fehlt. — — Doch haben wir nicht alle jenen guten Freund, das wertvolle Buch, das unser Urteil schärft und uns unbestechlich macht, auch in den kleinen und scheinbar unwichtigen Alltagserlebnissen. Das gute Buch ist uns ein wahrer Ratgeber, lehrt es uns doch Demut vor dem Leben und Achtung vor der Würde des Menschen. Gerade am „Tag des Buches" sollten wir daran denken. In unserer Werksbücherei befinden sich Werke, die uns alle unendlich viel zu sagen haben. Mit den folgenden Zeilen charakterisiert der Schriftsteller Manfred Hausmann den Leser und seine Einstellung zum Buch.

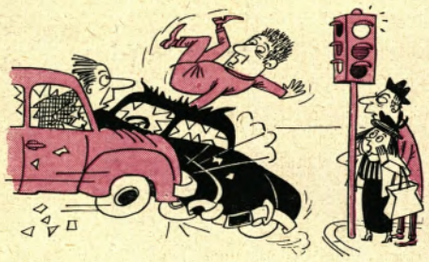
Jeder Mensch eignet sich den Inhalt eines Buches auf andere Weise an. Bei dem einen besteht das Sich-Aneignen lediglich darin, daß er es in sein Bücherbord stellt. Ein anderer blättert den Band immerhin durch und versucht, da es sich um ein Werk handelt, das „man" gelesen haben muß, so viel vom Inhalt zu erfassen, daß er bei gegebener Gelegenheit mitreden kann. Für einen Dritten oder für eine Dritte bedeutet die Beschäftigung mit dem Buche nur Spiel und Tändelei wie alles sonstige auch. Der Vierte sucht Belehrung. Der Fünfte sieht im Buch einen Gegner, dem er mit Bleistiftstrichen, Kreuzen, Schlangenlinien, Frage- und Ausrufungszeichen zu Leibe gehen muß. Der Sechste überfliegt mit unruhigen und bangen Augen die Seiten und hofft auf Rat und Hilfe in der Ausweglosigkeit seines Lebens. Der Siebente flieht vor der rauhen Welt oder vor den Beunruhigungen seines Selbst in die einlullenden Träume, die das Buch ihm vorgaukelt. Der Achte braucht, um auf seine Kosten zu kommen, außer dem Buch noch die Zigarette oder Zigarre, den Rheinwein oder den Bordeaux, die gedämpfte Rundfunkmusik oder das Rauschen der Straße vor dem geöffneten Fenster. Und die Neunte muß sich ins Bett kuscheln und eine Pralinenschachtel in greifbarer Nähe haben. Aber es gibt auch den Ergriffenen, dem die äußeren Umstände völlig gleichgültig sind, wenn er nur seine lechzende Seele mit den Wunderwelten und Erregungen des Buches bekannt machen kann. Und es gibt die Jünger des Geistes, die den Gedichtband oder das epische Werk oder die Briefsammlung wie eine göttliche Offenbarung aufnehmen, weil sie zu wissen glauben, daß ihnen hier das eigentliche Leben, die letzte Wahrheit, das Endgültige jenseits allen Scheins und frei von aller Verhülltheit entgegenleuchtet.

Damit sind nur einige der Möglichkeiten angedeutet, wie man sich zu einem Buch verhalten kann. In Wirklichkeit ist ihre Zahl Legion. Aber eine muß noch besonders erwähnt werden, die vielleicht als die beseligendste, jedenfalls aber als die unbegreiflichste gelten darf. Man nimmt, ohne sich etwas dabei zu denken, ein Buch zur Hand, das man noch nicht kennt, im Laden, bei einem Freunde, am Karren des fliegenden Händlers, im eigenen Zimmer, irgendwo. Warum man es tut, bleibt ungewiß. Vielleicht lockt der Titel, vielleicht das Bild des Umschlages, vielleicht der Name des Verfassers oder des Verlages. Vielleicht verführt auch das Format oder der Umfang des Bändchens zum Zugreifen. Wie dem auch sei, man studiert die Titelseite, den Satzspiegel, den Druck, man blättert, das Auge bleibt an einer Zeile hängen, gleitet auf die zweite, auf die dritte. Da ist es schon geschehen. Aus dem beiläufigen Betrachter ist ein Leser geworden. Der Coup de foudre hat ihn getroffen. Er setzt sich zurecht, blickt, wenn noch andere anwesend sind, kurz nach links und nach rechts, murmelt ein Wort der Entschuldigung und liest, liest, liest. Ein Leser? O nein! Ein Gefangener, ein Irrer. Eben war er noch ein freier Mensch unter freien Menschen, eben konnte er noch vernünftige Gedanken fassen, eben ahnte er noch nichts von seinem Schicksal. Aber nun versinkt alles um ihn her. Die ganze Schöpfung mitsamt der Sonne, dem Mond und den Sternen wird unwichtig. Bevor er das Buch nicht zu Ende gelesen hat, ist er zu nichts mehr zu gebrauchen. Fragt ihn jemand etwas, so hört er es nicht. Stört man ihn aus seiner Abgeschlossenheit auf, so hebt er die Augen und sieht einen so weltenfernen, so verhangenen, so verwirrten Blickes an, daß man es aufgibt. Er zieht sich, der Besessene, in einen Winkel zurück und liest weiter. Es wird Mittag, es wird Abend, es wird Mitternacht. Er weiß nichts davon. Er weiß auch nichts von Hunger und Durst. Die Arbeit, und mag sie noch so drängend sein, bleibt liegen. Was morgen geschehen wird, kümmert ihn nicht. Nach diesem Buch die Sintflut. Schlaf? Was ist Schlaf? Man soll ihn in Ruhe lassen. Jetzt gilt nur dies eine, das er in Händen hält, die schwarze Magie, das zutiefst Verzaubernde, die atemberaubende Lust der raschelnden Seiten.

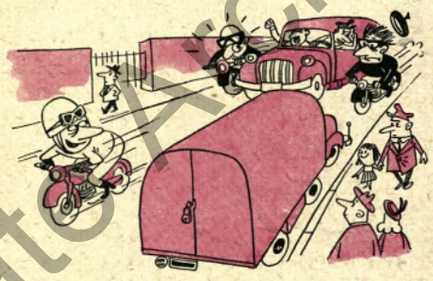
Zu was für einer Art von Lesern jemand auch gehören mag, wenn er nicht einmal von einem Buch überwältigt worden ist, wo auch immer, wann auch immer, im Wartesaal, im Bus, auf einer Parkbank, in der Eisenbahn, im Zelt, auf dem Teppich, auf einer Wiese, im Gehen oder im Stehen, wenn er sich nicht einmal bis zur Selbstvergessenheit festgelesen hat, wenn er nicht den Rausch und Wahnsinn des nicht Aufhörenkönnens einmal erfahren hat, ist er kein richtiger Leser. Gerade so wie ein Liebender erst dann zu einem wirklich Liebenden wird, wenn er sich ganz und gar an die Grenzenlosigkeit seines Gefühls verliert. Denn nur der Überwältigte, der Verlorene, der Hilflose weiß um die ganze erschreckende und süße Tiefe des Lebens.

Wer Lesestunden so hält, wie hier Christel Volkenborn, einer unserer kaufmännischen Lehrlinge, dem wird das Lesen nicht zu einem flüchtigen Vergnügen, sondern zum tiefen, nachhaltenden Erlebnis. Es wird ihm auch nicht gleichgültig sein, welches Buch er liest, sondern nach dessen inneren Wert fragen. Und dieser Wert sollte schließlich immer als eine Voraussetzung berücksichtigt werden, so oft wir ein Buch lesen wollen.

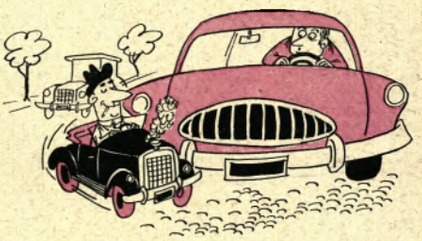




4 kleinen Bürgerlein
war'n Ampeln einerlei.
Das eine trat bei ROT auf's Gas,
da waren's nur noch drei.



3 kleine Bürgerlein
die hatten niemals Zeit.
Das eine überholte falsch,
da war'n sie noch zu zweit.



2 kleine Bürgerlein
— Rückspiegel hatte keins —
die bogen ohne Zeichen ein,
da gab es nur noch eins.

Das letzte kleine Bürgerlein,
das merkte es dann bald:
Nur wer sich an die Regeln hält,
wird heutzutage alt.

6 kleine Bürgerlein
die sprangen unvernünf-
tig auf den Bus in voller Fahrt,
da waren's nur noch fünf.

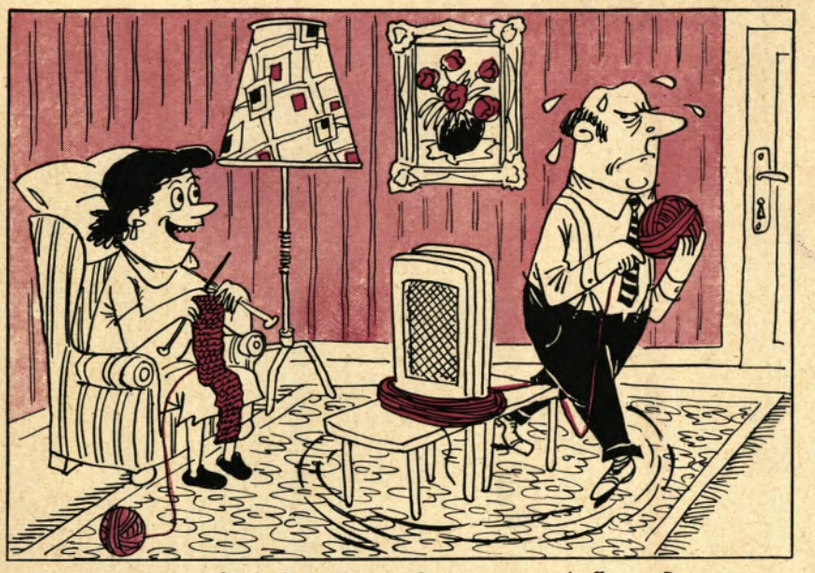
5 kleine Bürgerlein
die kurvten durchs Revier.
Sie achteten die Vorfahrt nicht,
da waren's nur noch vier.

9 kleine Bürgerlein
die radelten bei Nacht.
Das eine hat kein Rücklicht dran,
da waren's nur noch acht.

8 kleine Bürgerlein
die hatten's toll getrieben.
Das eine fuhr beschwipst nach Haus,
da waren's nur noch sieben.

7 kleine Bürgerlein
die rasten überecks.
Das eine schnitt die Kurve links,
da waren's nur noch sechs.

thyssenkrupp Corporate Archives

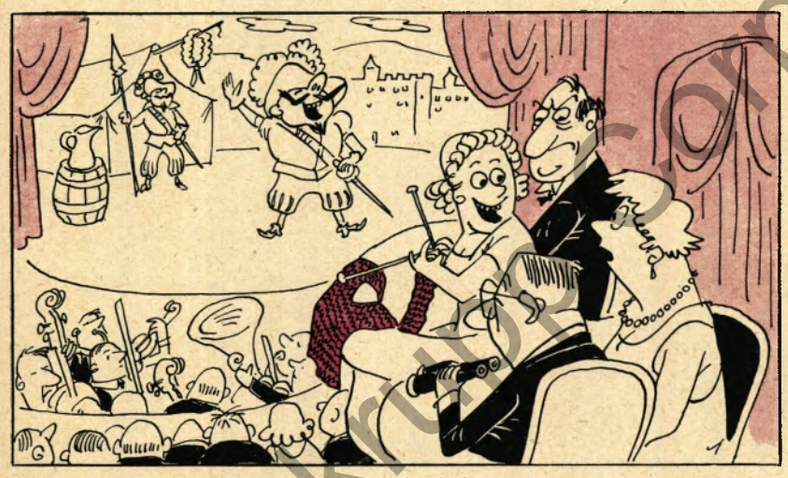


„Sei froh, daß ich Dir mal etwas Bewegung verschaffe, wo Du doch im Hüttenwerk nur sitzende Arbeit hast."

„Schön warm ist er ja, aber mit Ärmeln hätte ich ihn lieber."

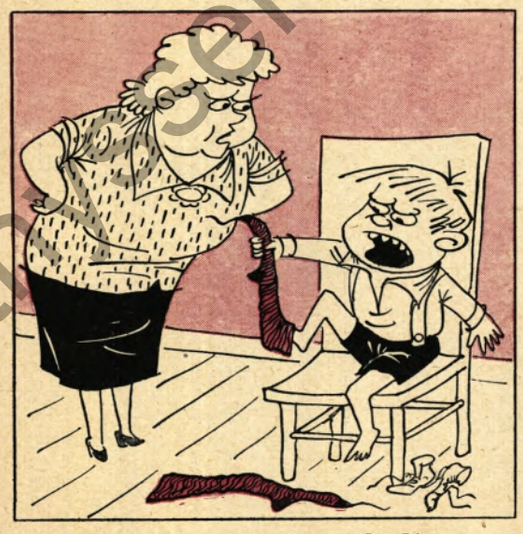
Strickefismus

Eine im Herbst besonders stark auftretende Epidemie beobachtet von KURT CERNY



„Ich habe ein neues Muster ausgeknobelt, soll ich es Ihnen einmal erklären?"

„Es hat sich doch gelohnt, Fiffi abzurichten!"



„Die Selbstgestrickten kannst Du Dir an den Hut stecken, die kratzen!"

„Ach nee, stör ich etwa?"

thyssenkrupp Corporate Archives